

- Levy, Daniel / Sznajder, Nathan, 2001: Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Meyer, Thomas, 2004: Die Identität Europas. Der EU eine Seele? Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Mokre, Monika / Weiss, Gilbert / Bauböck, Rainer (Hrsg.), 2003: Europas Identitäten. Mythen, Konflikte, Konstruktionen. Frankfurt a.M.: Campus.
- Passerini, Luisa (Hrsg.), 2003: Figures d'Europe / Images and Myths of Europe. Brüssel u.a.: Peter Lang.
- Patel, Kiran Klaus, 2004: Europas Symbole. Integrationsgeschichte und Identitätssuche seit 1945. In: Internationale Politik, vol. 59, no. 4, S. 11-18.
- Probst, Lothar, 2003: Der Holocaust – eine neue Zivilreligion für Europa? In: Wolfgang Bergem (Hrsg.): Die NS-Diktatur im deutschen Erinnerungsdiskurs. Opladen: Leske + Budrich, S. 227-238.
- Riketta, Michael / Wakenhut, Roland, 2002: Europabild und Europabewußtsein. Bestandsaufnahme der empirischen Forschung und sozialpsychologischen Forschungsperspektive. Frankfurt a.M.: IKO.
- Rouso, Henry, 2004: Das Dilemma eines europäischen Gedächtnisses. In: Zeithistorische Forschungen / Studies in Contemporary History, vol. 1, no. 3, S. 363-378.
- Salzborn, Samuel, 2003: Geschichtspolitik in den Medien: Die Kontroverse über ein „Zentrum gegen Vertreibungen“. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, vol. 51, no. 12, S. 1120-1130.
- Schulze, Hagen / Paul, Ina Ulrike (Hrsg.), 1994: Europäische Geschichte. Quellen und Materialien. München: Bayerischer Schulbuch-Verlag.
- Schwab-Trapp, Michael, 2002: Kriegsdiskurse. Die politische Kultur des Krieges im Wandel 1991-1999. Opladen: Leske + Budrich.
- Urban, Thomas, 2005: Historische Belastungen der Integration Polens in die EU. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B5-6, S. 32-39.
- Viehoff, Reinhold / Segers, Rien T. (Hrsg.), 1999: Kultur, Identität, Europa. Über die Schwierigkeiten und Möglichkeiten einer Konstruktion. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Wintle, Michael (Hrsg.), 1996: Culture and Identity in Europe. Perceptions of Divergence and Unity in Past and Present. Aldershot: Avebury.

Werner Schiffauer

Europa als transnationaler Raum – Perspektiven der kulturwissenschaftlichen Migrationsforschung

Das heutige Gesicht Europas ist geprägt von den großen Migrationsbewegungen des 20. Jahrhunderts. Die Umsiedlungen und Vertreibungen nach dem Zweiten Weltkrieg haben ebenso ihre Spuren hinterlassen wie die Ströme der Arbeitsmigranten, die zunächst aus den ehemaligen Kolonien in die jeweiligen Mutterländer, dann aus den Anwerbeländern nach Deutschland, Schweden, Dänemark, den Niederlanden und Frankreich kamen. Den Arbeitsmigranten folgten ihre Familien. In den achtziger und Anfang der neunziger Jahre explodierten die Zahlen der Asylbewerber. Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs kamen die Aussiedler hinzu. Pendelmigration und illegale Einwanderung gewannen an Bedeutung. Inzwischen sind ungefähr acht bis zehn Prozent der europäischen Bevölkerungen eingewandert. Alles deutet darauf hin, dass die Entwicklung weiter gehen wird, wenn sie sich nicht sogar beschleunigen wird. Europastudien sind ohne Migrationsforschung deshalb undenkbar.

Dabei veränderte sich in den letzten Jahren der Charakter der Migration auf Grund von Entwicklungen im Bereich der Massenmedien, der Kommunikationsindustrie und als Folge von radikalen Verbilligungen im Reisesektor. Die durch Migration immer schon gestifteten transnationalen Beziehungen gewinnen immer mehr an Bedeutung. Über diese Netzwerke werden die unterschiedlichen Nationen Europas untereinander aber auch Europa mit außer-europäischen Ländern neu verknüpft. Der transnationale Bezug bestimmt immer nachdrücklicher die Eigendynamik und die Verlaufslogik von Migrationsprozessen. Er zwingt uns, Migration neu zu denken. Dies ist das Anliegen dieses Textes. In einem ersten Schritt werde ich zunächst die existierenden Ansätze zur Migrationsforschung durchmustern und dann in einem zweiten Schritt mit der Entwicklung der Kategorie des transnationalen Raums, einen Zugang zu dem neuen Phänomen zu gewinnen.

1 Eine Kartierung der Forschungslandschaft

1.1 Sozialwissenschaftliche und sozioökonomische Zugänge

Die sozialwissenschaftlichen Migrationsforschung lässt sich nach Makro-, Meso- und Mikrotheorien gliedern, wobei mit dem Migrationssystemansatz der Versuch einer Zusammenführung erfolgt.

Auf der *Makroebene* konkurrieren zunächst zwei Schulen miteinander, die beide versuchen, einen Blick aus der Vogelperspektive auf die Migrationsströme zu richten, d.h. die Ursachen, die Richtungen und die Folgen von Wanderungsbewegungen zu erklären. Die funktionalistische Schule, die in der Tradition von Modernisierungstheorie und neoklassischer Entwicklungstheorie steht, sieht in Migrationsströmen Selbstregulierungsmechanis-

men, mit denen in der Weltwirtschaft Ungleichgewichte von Kapital und Arbeit ausgeglichen werden. Freigesetzte Arbeit, vor allem aus landwirtschaftlichen Bereichen, strömt in die urbanen und industrialisierten Zentren der Welt-Gesellschaft und deckt dort den Arbeitskräftebedarf. Das von den Migranten erwirtschaftete Geld strömt in die Herkunftsregionen zurück und wird dort investiert, führt also auch dort zu Entwicklung und Wachstum. Diesem Modell – so naiv es mittlerweile anmutet – lässt sich ein gewisser Charme nicht absprechen: Zum einen wird hier Migration als Normalfall betrachtet, als selbstverständliche Folge von Entwicklungsprozessen. Zum anderen wird die produktive Rolle von Migration und damit auch die Würde des Migranten betont – im auffallenden Gegensatz zu der verbreiteten Sicht, die Migration als Problem konstruiert.

Dennoch lässt sich das Modell wegen seiner isolierten Betrachtungsweise der ökonomischen Sphäre nicht halten. Es ist, als ob der Faktor Arbeit ein Eigenleben unabhängig von allen anderen gesellschaftlichen Faktoren besäße. Einsprüche gegen dieses Modell kamen primär aus dem Neo-Marxismus. Die neo-marxistische Dependenztheorie und die Weltsystemtheorie betonten, dass das von funktionalistischen Ansätzen prognostizierte Gleichgewicht sich schon deshalb nicht einstellen würde, weil sich die Migrationsprozesse in einem von Machtdifferenzen und Ungleichheiten definierten Raum abspielen. Sie führen in der Regel nicht zu einem Ausgleich, sondern verschärfen tendenziell die Kluft zwischen erster und dritter Welt. Die Theoretiker dieser Richtung verweisen auf Phänomene wie *brain drain*, oder auch auf die Tatsache, dass das von Migranten erwirtschaftete Kapital nur ausnahmsweise produktiv investiert wurde, sondern viel öfter in den Kauf von Wohnungen oder auch in die Konsumtion von Luxusgütern floss (wobei die symbolisch wertvollen Produkte wieder aus der ersten Welt stammten – so dass die heimische Industrie durch diesen Fluss tendenziell bedroht wurde).

Die Schwäche der makrosoziologischen Ansätze bestand darin, dass sie letztendlich ein viel zu grobes Modell des sozialen Handelns hatten. Letztlich konstruierten beide Stränge *push-* und *pull-*Faktoren sind unter anderem Verarmung und Zukunftslosigkeit, aber auch politische Oppression, die eine Auswanderung nahe legen; *pull-*Faktoren sind unter anderem hohes Einkommen und freie Arbeitsplätze, die Einwanderung motivieren. Es war deutlich, dass sich der empirische Migrationsfluss dadurch nur wenig prognostizieren ließ, weil der ganze Bereich der Institutionen, die zwischen Makrobereich und dem einzelnen Akteur vermitteln (also beispielsweise Migrationssysteme, Netzwerke, Organisationen) ausgestaltet blieb. Ebenso wenig fand das Weltbild der Migranten – also ihr Wissen und ihre Vorstellungen über die Einreiseländer – Berücksichtigung.

Funktionalistische wie auch neo-marxistische Ansätze legen einen transnationalen Rahmen für die Migrationsforschung nahe, d.h. die gleichzeitige Berücksichtigung von Sender- und Empfängerländern. Die Praxis der Migrationsforschung sah jedoch anders aus: Hier wurde, nicht zuletzt wohl durch die Mechanismen der Forschungsfinanzierung bedingt, Migrationsforschung primär innerhalb eines nationalstaatlichen Rahmens betrieben. Sie spaltete sich in eine Einwanderungsforschung und eine Rückkehrforschung auf. Die Einwanderungsforschung untersuchte den Migrationsprozess dabei entweder unter dem Aspekt der Integration und Assimilation oder – wenn es um marxistisch inspirierte Ansätze ging – unter der Frage des Übergangs von Bauern zu Industriearbeitern. Die Rückkehrforschung thematisierte dagegen vor allem den Zusammenhang von Migration und Entwicklung. Damit erschien internationale Migration fast von selbst als Übergang von einem nati-

onalstaatlichen Raum in einen anderen – und die Tatsache, dass durch Migration länderübergreifende Handlungsräume gestiftet wurden, geriet aus dem Blick.

Diesen Ansätzen von großer und (wie bei der Einwanderer- und Rückkehrerforschung) mittlerer Reichweite standen zahlreiche ethnologische Untersuchungen auf der Mikroebene gegenüber, die sich dem Phänomen der Migration von unten – von der Seite der Akteure her – näherten. Sie verwiesen auf die Unzulänglichkeit und geringe Aussagekraft dieser Theorien und betonten die Binnenperspektive und die Handlungsstrategien der Migranten. Diese Ansätze erschlossen die Komplexität des migratorischen Prozesses. Ihr Anliegen war zu verstehen, was Migration eigentlich bedeutete: Worum ging es den Migranten als Akteuren? Welche Rolle spielten individuelle und familiäre Erwägungen für die Migrationsentscheidung? Wie wurde Fremde – Heimatlosigkeit, Ausgrenztheit, Isolation – erfahren und bewältigt? Welche Strategien und Taktiken entwickelten die Migranten im Umgang mit dieser Situation? Was bedeutete Migration für Weltbild und Selbstverständnis?

Im Zentrum der Begrifflichkeit der anthropologischen Migrationsforschung standen Haushalte, Netzwerke, Identitäten und mentale Repräsentationen. Gleichwohl ließ sich der Vorwurf seitens der quantitativ und explanativ arbeitenden Forscher nicht ganz von der Hand weisen, dass hier letztlich mit Einzelfällen mit begrenzter Aussagekraft gearbeitet wurde. Tatsächlich bestand der Beitrag der anthropologischen Migrationsforschung oft darin, den großen Begriffen „jene Feinfühligkeit und Aktualität zu verleihen (...), die man braucht, wenn man nicht nur konkret und realistisch über diese Begriffe, sondern – wichtiger noch – schöpferisch und einfallsreich mit ihnen denken will“ (so Geertz 1983: 34). Was bei der ethnologischen Migrationsforschung vor allem fehlte, war eine übergeordnete Theorie der Migration, die es erlaubt hätte, die Einzelergebnisse in einem größeren Zusammenhang zu verorten – also eine Theorie, wie sie im Bereich von sozialer Organisation oder Religion längst existiert.

Der Begriff des Migrationssystems bot eine Perspektive, Mikro-, Meso- und Makroebene zusammen zu denken. Migrationssysteme entfalten sich aus den *Wechselwirkungen* (Simmel) auf der Ebene der politischen Systeme, der Wirtschaft und der Sozialstruktur. Auf der Makroebene stattfindende Prozesse – etwa die Entfaltung der globalen Netzwerkgesellschaft; neue Formen internationaler Arbeitsteilung; die Abkoppelung von Gebieten von der Weltwirtschaft; die Entfaltung neuer Binnenmärkte – stellen nationale und internationale Organisationen vor Herausforderungen, auf die sie steuernd – etwa durch zwischenstaatliche Abkommen – reagieren. In dem Zusammenspiel entfaltet sich im zwischenstaatlichen Raum ein eigenes Regime, das nun die Rahmung für Migrationsprozesse darstellt. Dieser Rahmen strukturiert – auf der nächsten Ebene – die sozialen Organisationen von Migranten, also landmannschaftliche Gemeinden, Netzwerke, religiöse Organisationen, ethnische Unternehmen. Auf dieser mittleren Ebene wird das Wissen über die Chancenstrukturen und Grenzen des migratorischen Rahmens konstituiert, prozessiert und weitergegeben – also Wissen über Wohnmöglichkeiten, Sozialhilfe, Arbeitsrecht und -bedingungen, informelle Arbeitsmärkte, Grenzkontrollen, Asylgesetzgebung. Auf der Mikroebene geht der Ansatz schließlich davon aus, dass Migranten bzw. die Familien und Verwandtschaftsgruppen, denen sie angehören, soziale Akteure sind, die ihre Pläne machen oder Entscheidungen treffen, wobei sie Kompromisse zwischen dem Wünschbaren und dem Machbaren treffen.

Der Ansatz des Migrationssystems ist nicht nur geeignet, Ansätze auf der Mikro- und solche auf der Makroebene miteinander sinnvoll in Beziehung zu setzen; er überwindet darüber hinaus insofern den methodologischen Nationalismus, als ein Migrationssystem

nationenübergreifend konstituiert ist. Sobald man zur Kenntnis nahm, was an sich selbstverständlich ist, nämlich dass familiäre, verwandtschaftliche, aber auch nationale Loyalitäten weiter bestehen, so dass der Handlungsraum und die Perspektive des Migranten nicht an den Nationengrenzen enden, sondern durch sie strukturiert sind, erschienen viele Phänomene in einem neuen Licht. Die Betonung einer transnationalen Perspektive bedeutet nicht zu behaupten, der Nationalstaat sei obsolet – im Gegenteil: Sie erlaubt gerade, die Frage nach der Bedeutung von nationalstaatlichen Grenzen und Handlungsräumen im Zeitalter der Globalisierung neu zu stellen.

1.2 Cultural Studies/Postcolonial Studies

Parallel zu den sozialwissenschaftlichen Ansätzen, die primär die soziale Organisation von Migrationsprozessen ins Auge fassten, entfalteten sich Ansätze, die die kulturelle Bedeutung von Migration betonten. Zu nennen sind hier zunächst die *cultural studies*, die Migrantenkulturen als Oppositions- und Widerstandskulturen fassten: Die Erfahrungen von Entfremdung, Gewalt, Brüchen und Zerrissenheit prägen eine Sicht auf die Gesellschaft von ihren Rändern her – eine dezentrierte und subversive Sicht, die sich systematisch von der Sicht der herrschenden Kultur der gesellschaftlichen Mehrheit unterscheidet.

Dabei wurden vor allem von Autoren, die unter dem Einfluss der Postmoderne standen, die Migranten als Grenzgänger und Übersetzer beschrieben. Sie erschienen als Personen, die sich jeder festgelegten Identität entzogen – sie ließen das Leitbild des in sich ruhenden, mit sich selbst identischen, handlungsfähigen Subjekts fraglich werden. Dagegen wurde das Leitbild der Hybridität beschworen, „das Nebeneinander und sich ständig verschiebende, miteinander koalierende Moment der Identifikation“ (Steyerl/Rodriguez 2003: 28). In diesem Zusammenhang wurde insbesondere das kreative Potenzial von Grenz- und Übergangserfahrungen beschworen. In gewissem Sinn stand hier das expressive Subjekt, das Subjekt, das seine Erfahrungen in der einen oder anderen Weise entäußert, zum Ausdruck und zur Darstellung bringt, im Zentrum. Die Zerrissenheit des Migranten wurde als wahlverwandt mit der existenziellen Zerrissenheit des Künstlers gesehen. Daran wurde ausgesetzt, dass hier der Blick auf Verelendung ästhetisiert wurde. „Eine Ästhetisierung, die oft zu einer romantisierenden, herrschaftsrelativierenden und ahistorischen Betrachtung gesellschaftlicher Phänomene führt und die insbesondere in der Rezeption der Konzepte der Hybridität, der Differenz und der Mimikry ihren Ausdruck findet“ (Steyerl/Rodriguez 2003: 28).

Gegen diese „postmoderne“ Verharmlosung trat vor allem der postkoloniale Diskurs auf, der sich in der Entwicklungslinie von Marxismus, Poststrukturalismus und Feminismus sieht. Der Begriff „Postkolonialismus“ bezieht sich auf die Fortdauer von – letztlich auf die koloniale Erfahrung zurückführbaren – Macht- und Herrschaftsdispositionen auch in der nachkolonialen Phase. Vom Postkolonialismus wird der Zusammenhang von Wissen, Macht, Begehren, Kolonialismus und Rassismus nachdrücklicher als von postmodernen Autoren ins Zentrum gestellt. Die Frage ist, wie Subjekte, die die Zuschreibung von Andersheit erfahren, mit den Gewalteffekten der Unterwerfung umgehen. Bei diesen Ansätzen steht vor allem die Frage der Sprache und der Sprachlosigkeit im Zentrum. Wie finden Zuschreibungen und Zurichtungen in der Sprache statt – und welche Chance lässt die Sprache der Mächtigen den Machtlosen und Ausgegrenzten, ihre Erfahrungen zu artikulieren?

Die im Titel von Gayatri Chakravorty Spivaks Essay (1988) aufgeworfene Frage: „Can the subaltern speak?“ – beziehungsweise wird das, was er/sie äußert, überhaupt wahrgenommen, verstanden und ernst genommen – steht wie ein Leitmotiv über dieser Forschung.

2 Perspektiven für einen kulturwissenschaftlichen Ansatz

Die Ansätze aus den Bereichen der Sozialwissenschaften und der *cultural studies/postcolonial theory* stehen sich – bei allen Berührungslinien und Überschneidungen – auch heute noch sprachlos gegenüber. Aus einer geisteswissenschaftlich orientierten Perspektive erscheinen die sozialwissenschaftlichen und sozioökonomischen Erklärungen als empiristisch, reduktionistisch und letztlich banal. Sie verfehlen gerade den existenziellen Kern der Migration – nämlich ihre geistesgeschichtliche Bedeutung. Umgekehrt kritisieren die empirisch orientierten Sozialwissenschaftler die geisteswissenschaftliche Perspektive als abgehoben. Die Fokussierung auf Sprache und künstlerische Repräsentation statt auf Praktiken verstelle den Blick auf die Alltäglichkeit der Migration. Angesichts der Realität der Migration sei die Konstruktion des Migranten als Grenzgänger und als ständiger Übersetzer gewagt. Auch der libertäre Gestus der *postcolonial studies* erscheint als Stilisierung einer partikularen Gruppe: Was ist mit den vielfältigen Machtbeziehungen, die sich in der migratorischen Praxis reproduzieren, gerade in Hinblick auf das Geschlechterverhältnis, Alltagsrassismus, ethnische Abschottung und Homophobie? Wie oft bieten nicht gerade die Strukturen der weiteren, der „hegemonialen“ Gesellschaft Möglichkeiten der Emanzipation von den im Alltag viel bedrängenderen Strukturen der Migrantengemeinschaften?

Damit ist die Herausforderung für die Kulturwissenschaften benannt: Es gilt beide Perspektiven fruchtbar zu verbinden – den Migranten sowohl als *homo agens*, als handelnden, als auch als *homo expressivus*, als reflektierenden und sich künstlerisch ausdrückenden Menschen zu begreifen. Dabei gilt es, insbesondere die Komplexität der Machtbeziehungen – das Zusammenspiel von hegemonialer Macht und Gegenmacht – zu fassen und zu verstehen.

Die größte Herausforderung besteht darin, zu einer gemeinsamen Sprache zu gelangen. Die Kategorie des Raums scheint dafür besonders geeignet (siehe dazu auch den Beitrag von Karl Schlögel in diesem Band). Es ist nämlich eine Kategorie, mit der in beiden Forschungstraditionen gedacht und gearbeitet wird. Die Metapher des *Raums* erlaubt es erstens, Mehrdimensionalität zu denken. Der transnationale Raum ist konstituiert durch das Zusammenspiel der sozialen, ökonomischen, physischen, politischen, medialen und imaginären (religiös-kulturellen) Dimensionen. Die Raummetapher stellt zweitens das Verhältnis von Akteur und Struktur in das Zentrum: Phänomene wie Nähen, Entfernungen, Wege, Grenzen und Hindernisse sind abhängig von „objektiven“ Gegebenheiten, wie auch individuellen Kompetenzen (beziehungsweise den sozialen, ökonomischen, politischen Ressourcen, die dem Handelnden zur Verfügung stehen). Der Raum ist drittens sowohl ein „harter“ wie ein „perzipierter“ Fakt: Der Raum wird nur erfassbar, wenn er dargestellt und wieder gegeben wird: In gewissem Sinn wird er durch Karten, Zeichen oder Einschreibungen erst hervorgebracht. Viertens ist die Sprache des Raums immer auch eine Sprache der Macht: Die Relationen oben-unten; Zentrum-Peripherie; innen-außen bezeichnen Orte, die mit unterschiedlicher Machtfülle ausgestattet sind. Fünftens – und *last but not least* – sind in der Sprache des Raums auch Brüchigkeit, unverbundenes Nebeneinander und Heterogenität

zu fassen (während die Sprache der Zeit immer dialektisches Denken und damit Entwicklung, Fortschritt etc. nahe legt).

All dies kann hier nur andeutungsweise entfaltet werden. Im Folgenden möchte ich zeigen, wie der Raum der Migranten durch Grenzen (in der mehrfachen Bedeutung, die das Englische besser einfängt als das Deutsche – nämlich im Sinn von *borders*, *boundaries*, *frontiers* und *limits*) und Pfade strukturiert ist und wie er als Erinnerungs- und Möglichkeitsraum wahrgenommen wird.

3 *Borders* – nationalstaatliche Grenzen

Bei den Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft umgrenzen nationalstaatliche Grenzen in der Regel den Handlungsraum: Die meisten Handlungshorizonte und sozialen Beziehungen liegen im Inneren dieses Bereichs. Bei Migranten strukturieren die Grenzen dagegen diesen Raum intern: Sehr oft durchschneiden sie die Handlungshorizonte und sozialen Beziehungen. Die nationalstaatlichen Grenzen besitzen deshalb für den Migranten eine wesentlich alltäglichere Bedeutung als für den Einheimischen.

Die konkrete alltagsstrukturierende Bedeutung, die diese Grenze hat, hängt vom jeweiligen Migrationsregime ab. Sie variiert mit dem Stand der zwischenstaatlichen Beziehung und dem Aufenthaltsstatus des Migranten. Sie ist anders beim Arbeitsmigranten als beim Heiratsmigranten, beim Asylbewerber anders als beim illegal Eingewanderten. Die Bedeutung unterscheidet sich darüber hinaus nach der Aufenthaltsgenehmigung. An den Grenzen werden die „Migrationsregimes“ erfahrbar. Der Grenzbeamte setzt die Sortierung und Klassifizierungen in die Praxis um, die die Migrationsregimes vorsehen. Dies ist ein ebenso technisches wie theatralisches Verfahren: In Mikropraktiken, wie der Schnelligkeit der Abfertigung, der demütigenden Techniken der Durchsuchung nach Schmuggelgut, der Freundlichkeit und der Schikanen wird Grenze inszeniert. Die Beziehung ist wechselseitig: Ebenso wie Migrationsregimes die Grenzerfahrung prägen, sind Grenztechniken entscheidend für das Erleben von Migrationsregimes.

Die Existenz der Grenze prägt jedoch das Leben auch dann noch, wenn man längst im Land ist. Bei illegal Eingereisten oder auch bei Flüchtlingen zerschneiden Grenzen soziale Beziehungen. Bridget Anderson (2000) und Annie Phizacklea (2000) haben die Biographien von Frauen erforscht, die sich z.T. hoch verschuldet haben, um Schlepperorganisationen zu bezahlen, die sie nach Europa geschmuggelt haben. Für viele bedeutete das Leben in der Fremde zum Teil eine jahrelange und extrem schmerzhaft Trennung von denjenigen, für die man emigriert ist. Weniger drastisch – aber im Vergleich zu den Einheimischen doch sehr spürbar – strukturieren Grenzen die sozialen Beziehungen auch von legal Eingewanderten. Sie bekommen das vor allem zu spüren, wenn sie Ehepartner oder Familienangehörige aus dem Heimatland nachkommen lassen wollen. In manchen Fällen führt dies zu gesteigerter innerfamiliärer Abhängigkeit – etwa dann, wenn eine Scheidung auch den Verlust des Aufenthaltsrechts nach sich zieht.

Die Existenz der Grenze bestimmt den Alltag der Migranten auch insofern, als immer die Möglichkeit zur Ausweisung besteht – mit allen damit verbundenen Konsequenzen für die Lebensperspektiven. Dies gilt natürlich besonders für illegal Eingewanderte. Sie müssen sich bemühen, nicht auffällig zu werden und keine Spuren zu hinterlassen. Das Risiko der Ausweisung ist für legal eingereiste Migranten weniger hoch. Dennoch bleiben Migran-

ten, solange sie nicht die Staatsbürgerschaft angenommen haben, den besonderen Bestimmungen des Ausländerrechts unterstellt. Wie bedeutsam dieser prekäre Rechtsstatus sein kann, wurde vor allem nach dem 11. September 2001 wieder deutlich: Seitdem wird das Ausländerrecht zunehmend als Instrument für Sicherheitspolitik eingesetzt. Vor allem gläubige Muslime haben seitdem Angst, auf irgendwelchen Listen aufzutauchen.

Die Relevanz der Grenze verblasst erst mit der Einbürgerung. Caroline Schmidt-Hornstein hat gezeigt, wie symbolisch aufgeladen dieser Schritt ist. Die Migranten, die über Einbürgerung nachdenken, werden auf einmal mit der Bedeutung konfrontiert, die die beiden Nationalstaaten für sie besitzen. Es ist faszinierend zu beobachten, wie die Konstruktion der Nationalität im Herkunfts- wie im Einwandererland diese Entscheidung mitbestimmt (Schmidt-Hornstein 1995).

4 Soziale Räume und *Boundaries*

Der Nationalstaat der Moderne ist im Gegensatz zum prämodernen Imperium dadurch definiert, dass politische und kulturelle Einheiten deckungsgleich sind (Gellner 1991): Im Prinzip sollte jedes „Volk“ (definiert durch gemeinsame Sprache, Geschichte und Kultur) seinen eigenen Staat haben. In der Praxis war es freilich eher so, dass sich jeder Staat sein eigenes Volk schuf – vor allem durch die Homogenisierung der schulischen Ausbildung. Damit wurde auf dem Gebiet des Nationalstaats die Voraussetzung für Mobilität und damit für (relative) Chancengleichheit und Individualität geschaffen. Die Grenzen des Nationalstaats sind deshalb auch die Grenzen der Welt, innerhalb der die Individuen der Moderne moralisch und beruflich atmen können.

Nationalstaatliche Grenzen umschließen soziale Räume im Sinne Bourdieus (1982), d.h. Räume mit bestimmten Anerkennungsregimes, die bestimmen, welchen Ort im Gesellschaftsgefüge ein Einzelner einnimmt. Entscheidend für diesen Ort sind nach Bourdieu die Ressourcen, über die die Einzelnen verfügen, genauer die Höhe und die Zusammensetzung des ökonomischen, sozialen oder kulturellen Kapitals, das man zur Verfügung hat. Dieser Ort bildet sich nun, wie Bourdieu in seiner bewundernswerten Studie gezeigt hat, in mannigfaltiger alltagskultureller Praxis ab. Beginnend bei der Kleidung, über Freizeitpräferenzen bis hin zu Essgewohnheiten signalisieren die Gesellschaftsmitglieder einander, welchen Platz in einer Gesellschaft sie einnehmen (und insbesondere, welchen sie nicht einnehmen).

Die Existenz der Migranten ist zunächst dadurch charakterisiert, dass sie sich nicht nur in einem, sondern gleichzeitig (wenn auch selten in gleichem Ausmaß) in zwei symbolischen Räumen bewegen. Die Konsequenzen, die dies hat, können hier nur angedeutet werden.

Die typische Strategie des internationalen Arbeitsmigranten im Nachkriegseuropa bestand zunächst darin, durch einen zunächst kurzfristig angelegten Aufenthalt im Ausland ökonomisches Kapital zu akkumulieren, das dann zu Hause investiert werden sollte. Man verließ die üblichen Laufbahnwege im eigenen symbolischen Raum, um über einen Umweg (oder eine Abkürzung) umso schneller nach oben zu kommen. Das Anerkennungsbegehren der meisten richtete sich zunächst auf das Heimatland – zu dem Land, in das man einreiste, pflegte man dagegen eine pragmatisch-instrumentelle Beziehung. Dies wurde auf die Formulierung gebracht, dass man „hier arbeitete, um dort zu leben“. In Europa konnte man entwürdigende Arbeitsbedingungen ertragen, weil man seine Hoffnung auf das Heimatland

richtete. Auch konnte man auf eine Weise sparsam leben, die einem zu Hause den Vorwurf des sozial unverantwortlichen Geizkragens eingetragen hätte (Schiffauer 1991: 164). All dies erlaubte es, im Heimatland in Wohnungen und Einrichtungen zu investieren. Wie eine Ikone dafür stehen die viel zu groß geplanten und nie fertig gestellten Häuser in den Heimatländern.

Eine Problematik dieser Strategie des Aufstiegs über Kapitalakkumulation im Ausland bestand darin, dass man die Gegenreaktionen der Zurückgebliebenen nicht beachtete. Diejenigen, die den üblichen Laufbahnen treu geblieben waren, betrachteten misstrauisch die Versuche der Migranten, Abkürzungen im sozialen Raum einzuschlagen – schließlich werden sie vor eine Situation der relativen Abwertung gestellt. Es war daher nur logisch, wenn den Migranten das Stigma von Neureichen angehaftet wurde – der wohlhabenden, oft aber unzivilisierten Aufsteiger. Auch die sozialen Verpflichtungen wurden eingeklagt. Mit anderen Worten: Statt ungeteilte Bewunderung zu ernten, fand der Migrant sich mit Gegenstrategien konfrontiert, die darauf hinausliefen, seinen Bemühungen im Kampf um Anerkennung etwas entgegenzusetzen und seine Bestrebungen zu entwerten.

Ein größeres Problem dieser Strategie bestand jedoch darin, dass eine verlorene Generation produziert wurde. An der Orientierung am Heimatland wurde noch festgehalten, als an eine Rückkehr nicht mehr zu denken war. Dieser Orientierung fielen oft die Schulkarrieren der Kinder zum Opfer. Bei markanten Punkten der Schullaufbahn (dem Schuleintritt, dem Übergang in die Sekundarschule) wurden die Kinder häufig in das Heimatland geschickt, um dort die Schule fortzusetzen – man würde ja ohnehin bald zurückkehren. Das erneute Aufschieben der Rückkehr führte dann regelmäßig dazu, dass die Kinder wieder zurückgeholt wurden (Schiffauer 1991: 169ff). Dieses Hin und Her produzierte nicht selten Schulabbruch und -versagen und erschwerte damit den symbolischen Aufstieg in der nächsten Generation im Einwandererland.

Im Einwandererland bildeten die Migranten zunächst eine *ethnic under-class*: Sie arbeiteten in Bereichen und zu Löhnen, für die sich kein Einheimischer mehr bereit fand. Ein viel zu wenig beachtetes Phänomen ist, dass dies einen kollektiven Aufstieg der einheimischen Bevölkerung erlaubte: Sie wurden für Mittelschichtkarrieren freigesetzt (was sich etwa in Zahlen der Schulabschlüsse niederschlug). Damit bekam die Arbeiterschaft „ein anderes Gesicht“. Der Sozialtyp des klassischen Unterschicht-Arbeiters (mit dem ihm eigenen Arbeiterstolz und Arbeiterbewusstsein) machte dem Typus des Migranten-Arbeiters Platz. Letzterer war durch eine symbolische Grenze von der Mehrheitsgesellschaft abgetrennt. Was vorher als Arbeiter- und Unterschichtprobleme behandelt wurde (etwa in Bezug auf Schule), konnte nun als Ausländerproblem beschrieben werden. Dies war deshalb von Bedeutung, weil damit eine Distanzierung möglich war. Anders als Arbeiterprobleme waren Migrantenprobleme zunächst einmal die Probleme der „Anderen“ und nicht die der eigenen Gesellschaft. Entsprechend gering war – in bemerkenswertem Gegensatz zu den offiziellen Stellungnahmen – die Bereitschaft, etwa durch wirksame Maßnahmen im schulischen Bereich, die Neuzuwanderer zu integrieren.

Das Aufwachsen einer zweiten Generation hat die Stellung der Einwanderer im sozialen Raum modifiziert – ohne sie allerdings grundsätzlich zu verändern. Im Gegensatz zur ersten Generation ist für die zweite Generation die Einwanderungsgesellschaft der entscheidende symbolische Bezugsrahmen. Hier wollen sie reüssieren. Die Fortdauer des Alterisdiskurses wird von dieser Generation viel schärfer als von der ersten als Rassismus wahrgenommen. Rassismus – in der Sprache des symbolischen Raums formuliert –

bedeutet nichts anderes, als dass bestimmte Strategien der Akkumulation von Kapital auf Grund von Zuschreibungen erschwert oder unmöglich gemacht werden. Es bedeutet die Konfrontation mit einer besonderen Art von Grenzziehung, von „Ausgrenzung“ oder Diskriminierung. Bei den Einwanderern der zweiten Generation kommt es oft zu einer reaktiven Strategie, nämlich zur Ausbildung einer Gegen- oder Oppositionskultur (Schiffauer 2003). Diese stellt die Anerkennungsmodalitäten im dominanten symbolischen Feld in Frage und etabliert eigene Anerkennungsgemeinschaften. Hier kam es in den letzten Jahren zu ähnlichen Umwertungen, wie wir sie von der afroamerikanischen Gemeinde in den USA kennen. Dem „Black is beautiful“ korrespondiert in Deutschland „Es ist cool, Ausländer zu sein“ (ebd.: 47ff). Je nachdem, wie stark die Grenzen zur Mehrheitskultur gezogen werden, nahm die Oppositionskultur, die sich so bildete, die Form von Aussteigerkultur (Beispiel: Rückzug in mystische Bruderschaften), Protestkultur (Beispiel: Kanak Attack) oder Subkultur an.

5 Entgrenzung und Begrenzung – *Frontiers and Limits*

Noch in einer weiteren Hinsicht sind Grenzen existenziell. Migration bedeutet zunächst Grenzüberschreitung – und zwar ebenso in einem physischen wie in einem metaphorischen Sinn. Der Migrant bricht auf – und er bricht aus. In dem türkischen Dorf, in dem ich in den siebziger Jahren meine Feldforschung machte, wurde dies in Redewendungen wie die folgenden gefasst: „Ich will mein eigenes Leben leben“ und: „Ich möchte meine Zukunft sichern“. Im Dorf – so der Gegenbegriff – gab es „keine Zukunft“ (Schiffauer 1987). Es war absehbar, wie das Leben verlaufen würde. Die Migration bedeutete demgegenüber die Chance, etwas ganz anderes zu leben.

Gleichwohl liegt im Sprengen der Grenzen eine gewisse Ambivalenz. Nicht alle empfanden es als angenehm, plötzlich in eine Situation mit geringer sozialer Kontrolle geworfen zu werden. Die Erfahrung von Strukturlosigkeit führte bei vielen zu einem *horror vacui* – zu Ängsten vor Verlorengehen, Selbstverlust und Haltlosigkeit. Dies drückt sich in Erzählungen von Migranten aus, die „unter die Räder kamen“, Beziehungen zu deutschen Frauen aufnahmen (die in den Erzählungen türkischer Migranten in der Regel blond waren und Helga hießen) und dem Alkohol verfielen. Eine andere Wende nahmen diese Ängste im Zusammenhang mit dem Familiennachzug. Auch diejenigen, die selbst kein Problem mit den größeren Spielräumen in der Fremde hatten – ja, sie genossen –, hatten diesbezüglich Sorgen, was ihre Kinder betraf.

Die Antwort auf die Urangst des Selbstverlusts besteht im Ziehen von Grenzen. Jede Bewegung hin zum Öffnen und Überschreiten der Grenze zieht offenbar das Gefühl nach sich, dass irgendwo Schluss sein muss. Im Englischen wird dies mit dem Begriff *limits* bezeichnet. *Limits* sind Grenzwerte: Bei dem Überschreiten von *limits* fürchtet man ein „Kippen der Situation“, einen „Umschlag“ oder auch nur ein neues Spiel. Die Suche nach Grenzen führt unweigerlich zur Erstarrung und Abschottung – zum Rückzug in die ethnische Gemeinschaft in der Hoffnung, darüber die Kontrolle über die Situation zu erhalten. In der jüngsten Zeit wurde dies in der Debatte um „Parallelgesellschaften“ in der Bundesrepublik zum Thema gemacht, allerdings ohne dass die eigentlichen Gründe jemals erörtert wurden.

richtete. Auch konnte man auf eine Weise sparsam leben, die einem zu Hause den Vorwurf des sozial unverantwortlichen Geizkragens eingetragen hätte (Schiffauer 1991: 164). All dies erlaubte es, im Heimatland in Wohnungen und Einrichtungen zu investieren. Wie eine Ikone dafür stehen die viel zu groß geplanten und nie fertig gestellten Häuser in den Heimatländern.

Eine Problematik dieser Strategie des Aufstiegs über Kapitalakkumulation im Ausland bestand darin, dass man die Gegenreaktionen der Zurückgebliebenen nicht beachtete. Diejenigen, die den üblichen Laufbahnwegen treu geblieben waren, betrachteten misstrauisch die Versuche der Migranten, Abkürzungen im sozialen Raum einzuschlagen – schließlich werden sie vor eine Situation der relativen Abwertung gestellt. Es war daher nur logisch, wenn den Migranten das Stigma von Neureichen angehaftet wurde – der wohlhabenden, oft aber unzivilisierten Aufsteiger. Auch die sozialen Verpflichtungen wurden eingeklagt. Mit anderen Worten: Statt ungeteilte Bewunderung zu ernten, fand der Migrant sich mit Gegenstrategien konfrontiert, die darauf hinausliefen, seinen Bemühungen im Kampf um Anerkennung etwas entgegenzusetzen und seine Bestrebungen zu entwerten.

Ein größeres Problem dieser Strategie bestand jedoch darin, dass eine verlorene Generation produziert wurde. An der Orientierung am Heimatland wurde noch festgehalten, als an eine Rückkehr nicht mehr zu denken war. Dieser Orientierung fielen oft die Schulkarrieren der Kinder zum Opfer. Bei markanten Punkten der Schullaufbahn (dem Schuleintritt, dem Übergang in die Sekundarschule) wurden die Kinder häufig in das Heimatland geschickt, um dort die Schule fortzusetzen – man würde ja ohnehin bald zurückkehren. Das erneute Aufschieben der Rückkehr führte dann regelmäßig dazu, dass die Kinder wieder zurückgeholt wurden (Schiffauer 1991: 169ff). Dieses Hin und Her produzierte nicht selten Schulabbruch und -versagen und erschwerte damit den symbolischen Aufstieg in der nächsten Generation im Einwandererland.

Im Einwandererland bildeten die Migranten zunächst eine *ethnic under-class*: Sie arbeiteten in Bereichen und zu Löhnen, für die sich kein Einheimischer mehr bereit fand. Ein viel zu wenig beachtetes Phänomen ist, dass dies einen kollektiven Aufstieg der einheimischen Bevölkerung erlaubte: Sie wurden für Mittelschichtskarrieren freigesetzt (was sich etwa in Zahlen der Schulabschlüsse niederschlug). Damit bekam die Arbeiterschaft „ein anderes Gesicht“. Der Sozialtyp des klassischen Unterschicht-Arbeiters (mit dem ihm eigenen Arbeiterstolz und Arbeiterbewusstsein) machte dem Typus des Migranten-Arbeiters Platz. Letzterer war durch eine symbolische Grenze von der Mehrheitsgesellschaft abgetrennt. Was vorher als Arbeiter- und Unterschichtsprobleme behandelt wurde (etwa in Bezug auf Schule), konnte nun als Ausländerproblem beschrieben werden. Dies war deshalb von Bedeutung, weil damit eine Distanzierung möglich war. Anders als Arbeiterprobleme waren Migrantenprobleme zunächst einmal die Probleme der „Anderen“ und nicht die der eigenen Gesellschaft. Entsprechend gering war – in bemerkenswertem Gegensatz zu den offiziellen Stellungnahmen – die Bereitschaft, etwa durch wirksame Maßnahmen im schulischen Bereich, die Neuzuwanderer zu integrieren.

Das Aufwachsen einer zweiten Generation hat die Stellung der Einwanderer im sozialen Raum modifiziert – ohne sie allerdings grundsätzlich zu verändern. Im Gegensatz zur ersten Generation ist für die zweite Generation die Einwanderungsgesellschaft der entscheidende symbolische Bezugsrahmen. Hier wollen sie reüssieren. Die Fortdauer des Alterisierungsdiskurses wird von dieser Generation viel schärfer als von der ersten als Rassismus wahrgenommen. Rassismus – in der Sprache des symbolischen Raums formuliert –

bedeutet nichts anderes, als dass bestimmte Strategien der Akkumulation von Kapital auf Grund von Zuschreibungen erschwert oder unmöglich gemacht werden. Es bedeutet die Konfrontation mit einer besonderen Art von Grenzziehung, von „Ausgrenzung“ oder Diskriminierung. Bei den Einwanderern der zweiten Generation kommt es oft zu einer reaktiven Strategie, nämlich zur Ausbildung einer Gegen- oder Oppositionskultur (Schiffauer 2003). Diese stellt die Anerkennungsmodalitäten im dominanten symbolischen Feld in Frage und etabliert eigene Anerkennungsgemeinschaften. Hier kam es in den letzten Jahren zu ähnlichen Umwertungen, wie wir sie von der afroamerikanischen Gemeinde in den USA kennen. Dem „Black is beautiful“ korrespondiert in Deutschland „Es ist cool, Ausländer zu sein“ (ebd.: 47ff). Je nachdem, wie stark die Grenzen zur Mehrheitskultur gezogen werden, nahm die Oppositionskultur, die sich so bildete, die Form von Aussteigerkultur (Beispiel: Rückzug in mystische Bruderschaften), Protestkultur (Beispiel: Kanak Attack) oder Subkultur an.

5 Entgrenzung und Begrenzung – *Frontiers and Limits*

Noch in einer weiteren Hinsicht sind Grenzen existenziell. Migration bedeutet zunächst Grenzüberschreitung – und zwar ebenso in einem physischen wie in einem metaphorischen Sinn. Der Migrant bricht auf – und er bricht aus. In dem türkischen Dorf, in dem ich in den siebziger Jahren meine Feldforschung machte, wurde dies in Redewendungen wie die folgenden gefasst: „Ich will mein eigenes Leben leben“ und: „Ich möchte meine Zukunft sichern“. Im Dorf – so der Gegenbegriff – gab es „keine Zukunft“ (Schiffauer 1987). Es war absehbar, wie das Leben verlaufen würde. Die Migration bedeutete demgegenüber die Chance, etwas ganz anderes zu leben.

Gleichwohl liegt im Sprengen der Grenzen eine gewisse Ambivalenz. Nicht alle empfanden es als angenehm, plötzlich in eine Situation mit geringer sozialer Kontrolle geworfen zu werden. Die Erfahrung von Strukturlosigkeit führte bei vielen zu einem *horror vacui* – zu Ängsten vor Verlorengehen, Selbstverlust und Haltlosigkeit. Dies drückt sich in Erzählungen von Migranten aus, die „unter die Räder kamen“, Beziehungen zu deutschen Frauen aufnahmen (die in den Erzählungen türkischer Migranten in der Regel blond waren und Helga hießen) und dem Alkohol verfielen. Eine andere Wende nahmen diese Ängste im Zusammenhang mit dem Familiennachzug. Auch diejenigen, die selbst kein Problem mit den größeren Spielräumen in der Fremde hatten – ja, sie genossen –, hatten diesbezüglich Sorgen, was ihre Kinder betraf.

Die Antwort auf die Urangst des Selbstverlusts besteht im Ziehen von Grenzen. Jede Bewegung hin zum Öffnen und Überschreiten der Grenze zieht offenbar das Gefühl nach sich, dass irgendwo Schluss sein muss. Im Englischen wird dies mit dem Begriff *limits* bezeichnet. *Limits* sind Grenzwerte: Bei dem Überschreiten von *limits* fürchtet man ein „Kippen der Situation“, einen „Umschlag“ oder auch nur ein neues Spiel. Die Suche nach Grenzen führt unweigerlich zur Erstarrung und Abschottung – zum Rückzug in die ethnische Gemeinschaft in der Hoffnung, darüber die Kontrolle über die Situation zu erhalten. In der jüngsten Zeit wurde dies in der Debatte um „Parallelgesellschaften“ in der Bundesrepublik zum Thema gemacht, allerdings ohne dass die eigentlichen Gründe jemals erörtert wurden.

Man mag erwähnen, dass die Frage nach den Grenzen im Sinne von *limits* sich auch für die Mehrheitsgesellschaft stellt. In einer ersten Phase steht häufig die Frage nach der Überforderung eines Gesellschaftssystems im Vordergrund („Können wir so viele Einwanderer verkraften?“). Eine zweite Phase wird erreicht, wenn die Einwanderergesellschaft realisiert, dass die Fremden nicht wieder gehen, dass sie dauerhaft bleiben und Teil der sozialen Ordnung werden. Zu diesem Zeitpunkt schieben sich dann inhaltliche Auseinandersetzungen in den Vordergrund – so im gegenwärtigen Europa die Frage nach der Rolle, die der Islam in Europa spielen sollte. Auch bei der Mehrheitsgesellschaft sind diese Ängste zum Teil rational, zum Teil aber auch von panikartigen Reaktionen bestimmt.

6 Pfade

Neben Grenzen bestimmen Pfade die Topographie eines Raums. In dem uns interessierenden Feld sind es die Migrationsnetzwerke, die entscheidend sind. Der Begriff Netzwerk benennt die „Beziehungen“, in die ein Akteur eingebunden ist und auf die er zurückgreifen kann, wenn er Unterstützung oder Hilfe benötigt.

Netzwerke beruhen auf der Verknüpfung von bilateralen Beziehungen – auf Verwandtschaftsbeziehungen, Freundschaften, Kollegialität oder Glaubensbruderschaft. Diese Beziehungen sind eine entscheidende Ressource für die Bewältigung der Schwierigkeiten, mit denen die Migranten vor allem in den ersten Jahren der Migration konfrontiert sind. Sie dienen als Anlaufstellen, als Informationsbörse über Arbeitsplätze und Wohnungen und als Versicherung bei Notfällen. Ihre Bedeutung steigt, je unbekannter und unsicherer das Terrain ist, in dem man sich bewegt. Es ist deshalb kein Zufall, dass die Struktur der Vernetzung bei der konkreten Migrationsentscheidung eine zentrale Rolle spielt. Wenn man es in der Metapher des Raums ausdrückt, dann sind die verästelteten Netzwerke die Wege, die den migratorischen Raum durchziehen.

In diesem Zusammenhang sind vor allem die sich über mehrere Nationen erstreckenden Verwandtschafts- und Familienbeziehungen eine Ressource von erheblicher Bedeutung. An Verwandtschaft sind Erwartungen von Solidarität geknüpft – die je nach Verwandtschaftsgrad unterschiedlich verbindlich sind. In dieser Hinsicht gibt es sehr große kulturelle Unterschiede. Gleichzeitig wollen Verwandtschaftsbeziehungen gepflegt werden, wenn sie nicht einschlafen und damit als Ressource wegfallen sollen. Sie müssen sich in einem lebendigen Geben und Nehmen äußern – und die Kosten, die dies für Migranten nach sich zieht, werden oft nicht gesehen. Besonders wichtig im Migrationskontext sind die Institutionen, mit denen Verwandtschaft gestaltet und ausgebaut werden kann – also vor allem Heiraten und paraverwandtschaftliche Beziehungen wie Patenschaften.

Gaby Straßburger (2001) zeigt, dass etwa die Hälfte der Heiraten von Deutsch-Türken mit Partnern aus der Türkei stattfindet (Straßburger 2001: 6). Durch diese Heiraten wird das transnationale Netz gewebt, das Migranten in Deutschland mit Remigranten und Türkei-Türken verbindet. Dabei haben sich wichtige Verschiebungen ergeben. Während in den ersten Jahren die Heiratsmuster eher verwandtschaftliche Netzwerke verstärkten (und damit auf eine Intensivierung verwandtschaftlicher Beziehungen hinausliefen) ist es heute eher so, dass außerhalb der Verwandtschaft neue Beziehungen eingegangen werden (und so die Strategie eher auf eine Ausweitung der Verwandtschaftsbeziehungen abzielt). Gerade in diesem Zusammenhang lässt sich übrigens auch der Wert einer transnationalen Perspektive

für die Migrationsforschung zeigen. Erscheinungen und Entwicklungen wie die soeben erwähnte Heiratsmigration, die bislang ausschließlich als dysfunktional in Hinblick auf eine nationalstaatlich verfasste Gesellschaft gesehen wurden, erweisen sich als funktional für die Stabilisierung von länderübergreifenden sozialen Beziehungen. Diese Aussage ist natürlich nicht gleichbedeutend mit der Aussage, dass derartige Heiratsmuster nicht auch Probleme bergen. Tatsächlich birgt die Migration über die Grenzen hinweg zahlreiche Spannungen – etwa in Bezug auf Handlungskompetenz des Partners vor Ort oder auf Handlungsorientierungen, die im Verlauf der schulischen Sozialisation erworben wurden etc.

Gleichzeitig verändert sich jedes Verwandtschaftssystem durch den Migrationsprozess. Das Gleichgewicht von Emotionen und materiellen Interessen, das jeden Verwandtschaftsverband charakterisiert, wird neu tarziert. In diesem Zusammenhang kommt es zu teilweise weit reichenden Veränderungen in Bezug auf Generationen- wie Geschlechterverhältnis. Dabei standen die Implikationen für die Frauenrolle jahrelang im Zentrum der Aufmerksamkeit – zu wenig Beachtung fand bisher die Redefinition der Männerrolle.

In Migrantennetzwerken bilden sich eigene Machtstrukturen aus. Wichtig sind zunächst Schalt- oder Schlüsselstellen im Netz, die den Zugang zu Ressourcen regeln. Diese Positionen werden oft von „ethnischen Unternehmern“ besetzt, d.h. von Maklern, die zwischen Mehrheitsgesellschaft und Einwanderern vermitteln. Ein klassischer ethnischer Firmeneinsteiger war der Arbeitsvermittler. Während der Anwerbephase vertrauten Firmen oft Arbeitern, die sich bewährt hatten, die Aufgabe an weitere Arbeiter in ihren Heimatdörfern zu rekrutieren. Diese Arbeiter hatten damit wichtige Ressourcen zu vergeben und bauten darüber eine Machtstellung in ihrer Verwandtschaft und in ihrem Heimatdorf auf. Die Anwerbefirma ihrerseits konnte darauf setzen, dass der Arbeitsvermittler diese Macht in ihrem Sinn nutzte, d.h. die Arbeiter disziplinierte, weil er diese Stellung nicht aufs Spiel setzen wollte. Es etablierte sich also ein Patron-Klientensystem. Ulf Hannerz (1980: 189ff.) beschrieb – in Anlehnung an Beschreibungen von Tom Wolfe – zwei andere Formen von ethnischem Unternehmertum: Die eine bestand in *community*-Experten, die sich etablierten, als in den sechziger Jahren in San Francisco *welfare*-Programme aufgelegt wurden, bei den städtischen Beamten aber keine Vorstellung darüber bestand, wie das Geld sinnvoll ausgegeben werden sollte. Dies war die Stunde für Personen aus den Ghettos, die sich als Experten ausgaben. Diejenigen, denen es glückte, sich als Mittler zwischen Bürokratie und Gemeinde zu etablieren, hatten einen erheblichen Machtgewinn zu verzeichnen. Ein anderer Typ des ethnischen Unternehmers ist der *community-leader*, der in angespannten Situationen (etwa 1968, als die amerikanischen Innenstädte brannten) verspricht, über seinen Einfluss Frieden herzustellen.

Entscheidend für die Machtstrukturen im Netz ist zweitens das Ausmaß von Vernetzung. Wer gut vernetzt ist, verfügt über mehr Macht, weil er über Alternativen verfügt. Wer über nur wenige Kontakte verfügt, kann dagegen leicht aus dem Netz herausfallen. Dies wird nicht selten ausgebeutet. Am Rande von Netzwerken sind oft sehr krude Machtverhältnisse die Voraussetzung für Ausbeutungsprozesse. Gerade illegale Immigranten befinden sich in derartigen Situationen. Neben dem Ausmaß ist der Charakter der Vernetzung in diesem Zusammenhang bedeutsam. Verwandtschaftliche Beziehungen haben einen anderen Grad von gegenseitiger Verbindlichkeit, von Loyalitäts- und Gehorsamserwartungen als Patronage-Beziehungen, wie sie etwa in Schleppervereinigungen eine Rolle spielen oder auch Beziehungen, die auf gemeinsamer Zugehörigkeit zu religiösen und politischen Organisationen (Kalifatsstaat, PKK) beruhen.

Fassen wir zusammen: Netzwerke sind die Pfade durch den transnationalen Raum. Dabei ist ihr dynamischer Charakter kaum zu überschätzen. In einer besonders plastischen Form verdeutlichen sie das Verhältnis von Handeln und Strukturierung, das Giddens (1988) herausgearbeitet hat. Einerseits eröffnet die Struktur des Netzwerks Handlungsmöglichkeiten: Das Netzwerk liefert die Kontakte, die für das Finden von Arbeitsplätzen und Wohnungen unerlässlich sind. Andererseits verändert und restrukturiert jede Migrationsentscheidung das Netz – und zwar umso nachhaltiger, je weniger ausgetreten die Pfade sind, die der Migrant einschlägt.

7 Erinnerungskulturen – Die neue Rolle von Heimat

Der migratorische Raum ist durch Grenzen geteilt. Dies bedeutet natürlich nicht, dass der Migrant in beiden Teilräumen gleich verankert ist. Vielmehr verschieben sich die Lebensschwerpunkte mit dem Fortdauern der Migration. Dies spiegelt sich in der neuen Rolle von Heimat.

Für die erste Generation waren die Gewichte klar verteilt: Heimat war das Herkunftsland; das Land, in das man migriert war, war die Fremde. Bei der zweiten Generation verkompliziert sich die Struktur. Für sie wird das Einwandererland zur Heimat. Gleichzeitig behält jedoch das Herkunftsland der Eltern seine besondere Bedeutung. Diese nimmt je nach Kontext der Migration sehr unterschiedliche Einfärbungen an. Vier Typen lassen sich hier unterscheiden.

Eine Form von Beziehung besteht darin, dass man beginnt, seine Wurzeln (*roots*) mit der Heimat der Eltern zu assoziieren. Eine zweite oder dritte Generation von Einwanderern beginnt beispielsweise, sich als „Türken“ oder „Araber“ zu identifizieren. Dies ist nur vordergründig rückwärtsgewandt. Tatsächlich wird eine authentische und eigentliche Kultur beschworen, um sich in der neuen Gesellschaft zu verorten. Die Denkfigur ist regelmäßig, dass man sich auf das Eigene und Besondere besinnen solle, anstatt zu einer schlechten Kopie der Angehörigen der Einwanderergesellschaft zu werden – einer Kopie, die nur lächerlich ausfallen könne. Dahinter steht die Sorge um die eigene Würde und das Bedürfnis, anders und besonders zu sein. Freilich beginnt die in der Fremde imaginierte Heimat sich im Laufe der Zeit immer stärker von der tatsächlichen Heimat zu unterscheiden. Nicht selten stellt sich der Eindruck ein, dass die „eigentliche Kultur“ im Heimatland in den falschen Händen liegt. In solchen Fällen führt dies oft zur Entstehung von *long distance nationalism*. Benedict Anderson, der diesen Begriff geprägt hat, charakterisiert ihn folgendermaßen.

„For while technically a citizen of the state in which he comfortably lives, but to which he may feel little attachment, he finds it tempting to play identity politics (via propaganda, money, weapons, any way but voting) in the conflicts of his imagined *Heimat* – now only fax-time away. But this citizenship participation is inevitably non responsible – our hero will not have an answer for, or pay the price for, the long-distance-politics he undertakes. He is also an easy prey for shrewd political manipulators in his *Heimat*“ (Anderson 1992: 13).

Diese Form des Nationalismus scheint sich besonders häufig bei Gruppen zu finden, die Diasporas im engen und eigentlichen Sinn darstellen – nämlich Gruppen, die auf Grund einer traumatischen Gewalterfahrung unter die Völker zerstreut wurden. Die prominentes-

ten Beispiele sind die Juden, die Armenier, die Abkömmlinge der afrikanischen Sklaven, die Palästinenser. Es finden sich aber auch Gruppen, in der nur ein Teil der Bevölkerung eine derartige Erfahrung hat: Die deutschen Vertriebenen gehören dazu und Serben, die nach dem II. Weltkrieg heimatlos wurden, weil sie im faschistischen Befreiungskrieg auf der Seite der Royalisten gekämpft hatten. In diesen Gruppen wird neben der Heimat auch der Akt der traumatischen Zerstörung von Heimat gepflegt: Die Erinnerungen an Flucht, Vertreibung und Völkermord.

Andere Migranten betrachten diese Suche nach Wurzeln mit erheblicher Distanz: Hier wird geleugnet, was für alle Migrationserfahrungen spezifisch ist – nämlich dass der Aufenthalt im Ausland unweigerlich Vermischung und Heterogenität nach sich zieht und dass darin immer eine besondere Chance besteht. Das Beschwören von kultureller Reinheit habe immer etwas Gewalttames. Man ziehe Grenzen zu anderen – und wertet Personen ab, die sich auf die Vielfältigkeit der Migrationserfahrung einlassen. In Bezug auf die jüdische Diaspora wurde dieser Punkt besonders von den Boyarins (1993) hervorgehoben: Die spezifische Eigenheit der jüdischen Kultur resultiere nicht aus irgendwelchen Bezügen zu einem Ursprungsort, sondern gerade aus der Erfahrung der Zerstreutheit. Die Gründung des Staats Israel bedeutet auf diesem Hintergrund nicht die Wiederherstellung von Identität, sondern vielmehr ihren Verlust (Boyarin/Boyarin 1993). Identität wird hier über Geschichte hergestellt, also in der Entfaltung, Weiterentwicklung des Eigenen und gerade nicht durch Ursprungsrhetorik.

Genauso häufig wie diese beiden Formen der reflexiven Zuwendung zur Heimat findet sich jedoch bei einer zweiten und dritten Generation eine pragmatische. Auch wenn man nicht viel mit Identitätsfragen beschäftigt ist, können die Beziehungen zum Heimatland der Eltern doch einen ganz praktischen Wert haben – sei es als Urlaubsort, sei es als Ort, wo die Eltern ihr Alter verbringen, oder als Ort für unternehmerische Tätigkeiten. Beziehungen in die Heimat bedeuten auch eine Chance, das Gefälle an Löhnen und Preisen zwischen dem Herkunftsland der Eltern und dem eigenen Land abzuschöpfen. All dies verlangt Kontakt zu Personen, die wissen, wie man mit Zollbeamten umgeht, wen man in welcher Hinsicht ansprechen muss, wie man Geschäftsbeziehungen pflegt (Caglar 2003). Wichtig ist, dass Verwandtschaft und Landsmannschaft auch vertrauensstiftend wirken – was gerade bei Investitionen zentral ist. Ayse Caglar hat den bemerkenswerten Aufschwung, den manche – ursprünglich zum Zweck der Unterstützung und Hilfe gegründete – Heimatvereine in Deutschland plötzlich nach vierzig Jahren Migrationsgeschichte erlebt haben, darauf zurückgeführt, dass nun plötzlich ihr Wert als Orte entdeckt wurde, an denen man mit Honoratioren aus der Heimatgegend zusammenkommen konnte, um Geschäftsstrategien zu entwickeln.

Mit einer letzten Bedeutung von Heimat wurde ich in den letzten Jahren bei meiner Auseinandersetzung mit europäischen Muslimen konfrontiert. Viele Angehörige der zweiten Generation versicherten mir, sie hätten den Gedanken an eine Rückkehr längst aufgegeben – bis sie mit dem 11. September plötzlich mit dem Gedanken konfrontiert wurden, dass ihr Aufenthaltsstatus in Europa prekärer war, als sie gedacht hätten. Viele schlossen nicht aus, dass es im Fall erneuter Terroranschläge zu Reaktionen der Bevölkerung kommen könne, die sich dann gegen alle Muslime richten würden. Man müsse die Beziehung zum Herkunftsland pflegen, weil man dort ein selbstverständlich anerkanntes Existenzrecht habe.

8 Imaginäre Räume

Die Tatsache, dass Migration grenzüberspannende soziale Beziehungen konstituiert, hat ein Gegenstück im Bereich der Vorstellungen bzw. des Imaginären. Sie lässt die Welt als „Möglichkeitsraum“ entstehen. Die Tatsache, dass Nahverwandte und Freunde, also Personen „wie ich“, sich für ein Leben anderswo, mit anderen Grenzen und Chancen entschieden haben, konfrontiert den Einzelnen mit Alternativen zum hier und jetzt. Man ist gegangen – aber man hätte auch bleiben können. Man ist nach Deutschland emigriert – aber man hätte auch nach Frankreich emigrieren können. Man ist einmal ausgewandert – aber man könnte auch ein zweites oder drittes Mal auswandern. Personen, die die gleichen Ausgangsbedingungen haben, aber andere Entscheidungen getroffen haben und damit Glück oder Pech hatten, konfrontieren uns unweigerlich mit der Frage, wie unser Leben auch hätte aussehen können.

Mit der Genese eines Möglichkeitsraums von unten wurde ich in den siebziger Jahren bei meiner Feldforschung in der ländlichen Türkei konfrontiert. Das Lebensgefühl der Bauern von Subay/Kastamonu veränderte sich grundlegend, als in den fünfziger Jahren die Massenmigration in die türkischen Großstädte und in den siebziger Jahren die Migration nach Deutschland einsetzte. Dabei handelte es sich ursprünglich um Armutsmigration – die Auswanderer waren junge Männer aus den ärmeren und kinderreicheren Familien, die zu dem Schritt gezwungen waren. Die Migration führte dazu, dass die Lebensverhältnisse im Dorf sich insgesamt wesentlich verbesserten, einfach weil der Druck vom Land genommen war. Gleichzeitig aber wurde das Leben im Dorf abgewertet – und zwar auch für diejenigen, die zunächst froh darüber waren, dass sie bleiben konnten. Der relative Erfolg der ersten Generation von Migranten nach Istanbul, Izmir und Ankara hatte nämlich den urbanen Raum als Möglichkeitsraum konstituiert. Was zunächst als Privileg aufgefasst worden war – nämlich im Dorf bleiben zu dürfen –, erschien auf einmal als eine verpasste Chance (Schiffauer 1987).

Es ist hervorzuheben, dass erst die *Massenmigration* den Möglichkeitsraum als soziales Phänomen schuf: Es hatte immer schon einzelne Abenteurer gegeben, die das Dorf verlassen hatten. Diese waren aber für die meisten Angehörigen des Dorfes Einzelfälle – sie waren „anders“. Sie gehörten nicht zur gleichen Kategorie wie man selbst. Aus ihrem Erfolg (oder ihrem Scheitern) ließ sich keine Regel ableiten. Die Entscheidung von Aussteigern bot Stoff für Geschichten, hatte aber keine Relevanz für die eigene Selbsteinschätzung. Erst als sehr viele auswanderten, machte sich der Eindruck breit, dass man auch an ihrer Stelle sein könnte – wenn man nur die Gelegenheit, die sich bietet, beim Schopf ergreifen würde. Erst damit wird aus einem einfachen Bleiben eine Entscheidung, zu bleiben.

Damit veränderten sich auch die Bewertungen. Auf einmal wird die Migration zur Regel – und diejenigen, die bleiben, sehen sich in der Situation, sich rechtfertigen zu müssen, „weil sie den Absprung nicht geschafft haben“. Frank Pieke beschreibt für die ostchinesische Provinz Fujian, wie sich dort in einer ähnlichen Situation eine Kultur der Migration entfaltet hat:

„In the source areas of Fujianese mass migration a *culture of migration* has taken root that prepares all able-bodied men and women for their eventual departure. In the Fujian home communities, the culture of emigration stigmatizes local alternatives to emigration as second rate or even a sign of failure“ (Pieke 2002: 32).

Zu denjenigen, die eine Alternative zu einem selbst leben, steht man immer in einer schwierigen Beziehung. Aus ehemals kategorial gleichen sind jetzt kategorial verschiedene Menschen geworden. Dieses Verhältnis von Gleichheit und Differenz bedingt unterschiedliche Gefühlslagen. Häufig sind Neid (wenn man die schlechte Karte gezogen hat), schlechtes Gewissen (wenn man die gute Karte gezogen hat), Scham oder Schuld (was oft mit Verantwortungsgefühlen einhergeht) – oder umgekehrt das Gefühl, einen Anspruch zu haben.

Dies kann bereits bei Arbeitsmigranten eine Rolle spielen, stellt sich jedoch besonders drängend im Fall von Flucht aus Kriegs- und Bürgerkriegsgebieten – und zwar deshalb, weil in diesen Fällen die Entscheidung für oder gegen die Auswanderung existentielle Dimensionen hat. Entsprechend bitterer fallen die Urteile über Flüchtlinge aus. Flüchtlinge aus Bosnien-Herzegowina werden von Zurückgebliebenen nicht selten als „Verräter“ angesehen, die im Krieg geflohen sind und sich nicht an der Verteidigung der Heimat beteiligt haben. Dieses Gefühl war besonders in Sarajewo verbreitet, wo die zwei Jahre Belagerung durch die jugoslawische Armee tiefe Wunden hinterlassen haben. Dabei gibt es auch und bemerkenswerterweise Fehleinschätzungen über den Luxus, in dem die Flüchtlinge während ihres Aufenthalts in Europa angeblich gelebt haben (Al-Ali/Black/Koser 2001). Ähnliche Gefühle wurden gegenüber deutschen Emigranten während des Nationalsozialismus geäußert und scheinen auch gegenwärtig die Beziehungen im Irak zu strukturieren.

Schließlich spielen auch die Erfahrungen der Vorfahren eine Rolle – schließlich würde man anderswo und in einer anderen Situation leben, hätten sie eine andere migratorische Entscheidung getroffen. Auch dies spielt bei Fällen von Flucht oder Vertreibung eine erheblich größere Rolle als in Fällen von Arbeitsmigration. Dies ist bei den am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts in die USA emigrierten polnischen und russischen Juden besonders ausgeprägt. Der Satz: „Wäre mein Großvater damals nicht ausgewandert, wären meine Eltern im KZ umgekommen und ich wäre heute nicht am Leben“ benennt eine existenzielle Erfahrung. Das Unverständnis vieler jüdischer Intellektueller nach dem 11. September über die Haltung der Europäer speist sich aus dieser Wurzel. Darin liegt begründet, warum es nach wie vor Sinn macht, zwischen klassischen Diasporas (Iren, Palästinenser, Juden, Armenier), die auf Grund von Gewalterfahrungen entstanden sind, und Diasporas im weiteren Sinn, die durch Arbeitsmigration konstituiert wurden, zu unterscheiden.

9 Schluss

Europa ist heute über transnationale Migrantennetze mit der Welt verbunden. In diesem Text versuchte ich einen Eindruck von der Eigenlogik des durch sie aufgespannten mentalen und sozialen Raums zu geben. Vieles konnte im Rahmen dieses Textes nur angedeutet werden, vieles blieb völlig ausgespart. Keine Erwähnung fand das Phänomen Religion, zu knapp wurde auf das Problem von *community building* und auf das Problem der Generationen eingegangen. Die sich herausbildende ethnische Wirtschaft wurde nur gestreift; auch Transnationale Organisationen wurden stiefmütterlich behandelt. Dieser offene Charakter war beabsichtigt: Dieser Text will nicht als ein autoritativer Schlusstrich verstanden werden, sondern als Einladung an die Studierenden, an der Entwicklung einer kulturwissenschaftlichen Migrationsforschung durch eigene wissenschaftliche Arbeiten mitzuwirken.

Literatur

- Al-Ali, Nadje / Black, Richard / Koser, Khalid, 2001: Refugees and Transnationalism. The experience of Bosnians and Eritreans in Europe. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, vol. 27, no. 4, S. 615-34.
- Anderson, Benedict, 1998: *The Spectre of Comparisons. Nationalism, Southeast Asia and the World*. London: Verso.
- Anderson, Bridget, 2000: *Doing the dirty work? The global politics of domestic labour*. London: Zed Books.
- Bourdieu, Pierre, 1982: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Boyarin, Daniel / Boyarin, Jonathan, 1993: *Diaspora: Generational Ground of Jewish Identity*. In: *Critical Inquiry*, vol. 19, no. 4, S. 693-725.
- Caglar, Ayse, 2003: *Encountering the State in migration driven transnational fields. Turkish immigrants in Europe*. Berlin: Institut für Ethnologie FU Berlin.
- Geertz, Clifford, 1973/1987: *Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur*. In: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 7-43.
- Gellner, Ernest, 1991: *Nationalismus und Moderne*. Berlin: Rotbuch.
- Giddens, Antony, 1988: *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Hannerz, Ulf, 1980: *Exploring the City. Inquiries Toward an Urban Anthropology*. New York: Columbia University Press.
- Phizaklea, Annie, 2000: *The politics of belonging. Sex work, domestic work: transnational household strategies*. In: Westwood, Sallie / Phizaklea, Annie: *Transnationalism and the Politics of Belonging*. London/New York: Routledge.
- Pieke, Frank N., 2002: *Recent Trends in Chinese Migration to Europe. Fujanese Migration in Perspective*. Genf: International Organization of Migration (IOM).
- Schiffauer, Werner, 1987: *Die Bauern von Subay. Das Leben in einem türkischen Dorf*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schiffauer, Werner, 1991: *Die Migranten aus Subay. Türken in Deutschland: Eine Ethnographie*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schiffauer, Werner, 2003: *Migration und kulturelle Differenz*. Berlin: Ausländerbeauftragte des Senats.
- Spivak, Gayatri C., 1988: *Can the subaltern speak?* In: Cary Nelson / Lawrence Grossberg (Hrsg.): *Marxism and the interpretation of culture*. Basingstoke et al.: Macmillan, S. 24-28.
- Steyerl, Hito / Rodriguez, Encarnación G. (Hrsg.), 2003: *Spricht die Subalterne Deutsch?* Münster: Unrast.
- Straßburger, Gaby, 2001: *Transstate ties of the second generation. Marriages of Turks in Germany*. Institut für Interkulturelle und Internationale Studien. Universität Bremen: Summer Institute Working Paper 7/2001. / Iktisadi ve Idari Bilimler Fakültesi ODTÜ Ankara. Ankara/Bremen.

Božena Choluj

Die Renaissance des Begriffes Mitteleuropa

1 Einleitung

Europa, Osteuropa, Westeuropa, Mitteleuropa, Ostmitteleuropa: Scheinbar sind dies schlichte geographische Bezeichnungen bestimmter Regionen. Hinter ihnen verbergen sich jedoch jeweils komplexe Systeme von kulturhistorischen, politischen und phänomenologischen Zuschreibungen, die wiederum je nach Epoche und Standpunkt des Betrachters sehr variieren. Besonders hoffnungslos scheint jeglicher Versuch einer eindeutigen Bestimmung bei dem nach allen Seiten offenen Mitteleuropa zu sein. Jedoch – oder vielleicht gerade deswegen – begann in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts ein intensiver und durchaus wirkungsmächtiger Diskurs über Mitteleuropa, der das versteinerte Ost-West-Denken aufbrach und als ein intellektueller Wegbereiter der politischen Wende von 1989 gelten kann. Dieser Diskurs begann mit einer besonderen Selbst-Verortung: Kulturell wurde Mitteleuropa dem Westen nahe und verwandt gesehen, politisch aber zwangsläufig mit dem Osten verbunden.

Von *Europa* wird seit der EU-Osterweiterung immer häufiger als von einem politisch realen Projekt gesprochen, während *Mitteleuropa* in diesem Kontext seltener erscheint. Mehr noch: Der Konsens in Bezug auf das *Europa*-Verständnis hat sich so fest eingefahren, dass *Europa* und die *Europäische Union* sogar oft als Synonyme gebraucht werden. Ganz eklatant z. B., wenn im Zusammenhang mit dem EU-Beitritt der ehemals realsozialistischen Staaten von deren „Rückkehr nach Europa“ die Rede ist. Man kann sich fragen, wo diese Länder bis dato zu verorten gewesen waren. Auch in politischen Reden und wissenschaftlichen Texten, in denen sogar vorgemerkt wird, dass diese Begriffe miteinander nicht verwechselt werden dürfen, treten sie nebeneinander auf, als würden sie das Gleiche bedeuten: eine politische Aufgabe, die zukunftsgerichtet ist. Hans Magnus Enzensberger hatte dazu schon in den achtziger Jahren kritisch bemerkt: „Der Europa-Begriff soll ein für allemal propagandistisch besetzt und den Institutionen von Brüssel, Straßburg und Luxemburg dienstbar gemacht werden“ (Enzensberger 1983: 120). Seit dem EU-Beitritt der zehn – mit Ausnahme Maltas und Zyperns – ostmitteleuropäischen Länder im Mai 2004 handelt es sich nicht mehr nur um Propaganda. Ziel jener Aufgabe ist es, eine friedliche kontinentale Einheit zu schaffen, die institutionell in einer Form abgesichert werden soll, auf welche sich alle europäischen Staaten einigen können.

Der Begriff *Mitteleuropa* hinkt also im Vergleich zu dem Aufstieg, den der EU-zentrierte Europabegriff genommen hat, diesem hinterher, was zum großen Teil mit der EU-Osterweiterung zusammenhängt. Seine Existenz sowie seine historische und politische Bedeutung lassen sich aber nicht bestreiten. Dies bezeugen etliche Texte, auch wenn in diesen mit Mitteleuropa nicht immer das Gleiche gemeint ist. Ihre Autoren suchten und suchen heute noch Mitteleuropa entweder geographisch zu bestimmen (Joseph Partsch), oder als politisches (Friedrich Naumann, Giselher Wirsing, Helmut Rumpf) bzw. kulturelles Phänomen (Milan Kundera, Andrzej Stasiuk) zu definieren. Charakteristisch für ihre

Timm Beichelt
Bożena Chołuj · Gerard Rowe
Hans-Jürgen Wagener (Hrsg.)

Europa-Studien

Eine Einführung



Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Inhalt

*Timm Beichelt, Bożena Chojuj, Gerard C. Rowe, Hans-Jürgen Wagener und
Thekla Lange*

Einleitung: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Europastudien?

Kultur

Heinz Dieter Kittsteiner

Europa. Anmerkungen zur Genese eines rastlosen Kontinents

Jörg Jacobs

Werte in Europa: Einheit in Vielfalt

Birgit Schwelling

Das Gedächtnis Europas. Eine Diagnose

Werner Schiffauer

Europa als transnationaler Raum – Perspektiven der kulturwissenschaftlichen
Migrationsforschung

Bożena Chojuj

Die Renaissance des Begriffes Mitteleuropa

Karl Schlögel

Die kulturelle Geographie des östlichen Europa

Politik

Stanisław Zyborowicz

Die Ideengeschichte der Europäischen Integration

Timm Beichelt

Politik in Europa zwischen Nationalstaaten und Europäischer Union

Michael Minkenber

Einfalt in der Vielfalt: der europäische Rechtsradikalismus im Lichte der
vergleichenden Politikforschung

Stefan Krätke

Die regionale Dimension der europäischen Entwicklung

Beata Przybylska

Polen in der Europäischen Union

1. Auflage Mai 2006

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2006

Lektorat: Frank Schindler

Der VS Verlag für Sozialwissenschaften ist ein Unternehmen von Springer Science+Business Media.
www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk
berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im
Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher
von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Satz: Katrin Schmitt, Mainz

Druck und buchbinderische Verarbeitung: MercedesDruck, Berlin

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN-10 3-531-14900-8

ISBN-13 978-3-531-14900-4

Timm Beichelt
Božena Choťuj · Gerard Rowe
Hans-Jürgen Wagener (Hrsg.)

Europa-Studien

Eine Einführung



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN